

Militärische Prüffleine.

Summarische Blauderei von F r h n. von Schlicht.

Edelsteine sind bekanntlich nur dazu da, daß man an ihnen zu Hail kommt. Mit irdischer Sicherheit fährt ein An- senger im edlen Sport des Radfahrens direct auf den Edelstein zu, auch wenn dieser ganz verdeckt im Graben steht, bricht sich seine oder Arme oder rautt seinem Schöpfer, daß wenigstens die theure Maschine nicht in die Brüche gegangen ist. Im Unglück werden die Wägen beschreiben — dies alte Wort ist noch älter als alt.

Der Edelstein giebt es genug in diesem Leben. Man mag sich noch so viele Mühe geben, ihnen aus dem Wege zu gehen, den Wenigsten gelingt dies Kunststück nur. Die meisten strotzen und sie merken dies erst, wenn sie mit einem „Dopla“ die Beine ineinander verwickeln und mit ihrer Rasen- spige einen Bohrversuch in den mehr oder weniger wasserreichen Erdboden ausführen.

Man fällt viel schneller hin, als man wieder aufsteht: Manche erbeben sich überhaupt nicht wieder und zu diesen gehört die große Zahl Derer, die mit einem lauten, vernehmlichen „Hoppla“ über einen der vielen militärischen Edelsteine fielen. „Aurea aetas erat“, singt Ovid — ach ja, früher gab es auch beim Militär eine kostliche Zeit, da gab es nur einen einzigen Edelstein. Der lag groß und breit, allen sichtbar, auf der Majordecke, war ihn dennoch nicht ja, wurde von guten Freunden und Bekannten darauf aufmerksam gemacht, ein „Achtung“ machte ihn aufmerksam auf die Gefahr, die ihm drohte. Sprang er schnell bei Seite oder wußte er geschickt um den Stein herumzugehen, so war er gerettet, lief er aber dennoch, trotz aller warnender „Aurea“, direkt darauf los — ja, dann war ihm nicht zu helfen, gegen so große Ungeheuerlichkeit ist kein Kraut gewachsen.

So war es früher — und jetzt? Die Edelsteine vermehren sich wie die Aarjungen. Wer als junger Lieutenant eintritt — also Jeder — thut gut, sich bei Zeiten nach einer passenden Stillschaltung umzusehen; wer Axtens mit dem Helm zu Bette geht, weiß nie, ob er nicht am nächsten Morgen mit dem Gylinder aufsteht. Ja, ja, die Zeiten sind schlechter geworden. Wo sind die guten Freunde, die mit warnender Stimme rufen: „Achtung, ein Stein!“? Die sind todt, gestorben, verschwunden von der Erdoberfläche. Seit zu Tage denkt Jeder nur an sich; er hat genug zu thun, aufzupol- nern, daß er selbst nicht fällt. Wer liegt, der liegt und über ihn hinweg schreiten die Anderen vorwärts, aber für sie ist die Erde die Stunde, wo sie über- ragen einen Edelstein, der ihrer ge- duldig herzt, zu Hail kommen.

Was für die hohen Vorgesetzten die Edelsteine, das sind für die Soldaten und Offizier-Soldaten (die Herren Lieutenant) die Prüffleine. Jeder, der einmal einen bunten Rock, und wenn auch nur aus weiter Ferne, gesehen hat, weiß, daß der Hauptprüf- stein der Arme der Parademarsch ist. Schon das Wort besagt, daß der Marsch nur für Paraden, bei feierlichen Gelegenheiten zur Anwendung kommt. — Die Zeiten, wo man in geschlossener Kolonne im trammigen Schritt bis auf wenige hundert Meter an den Feind heranmarschierte, haben über, eine- mal abgesehen und kann wieder weiter marschieren, sind vorüber.

Die Ginen sagen „Sei der Gottes“, die Anderen sagen „Gott sei Dank!“, zur Verhöhnung für den einen Teil und zur Beunruhigung für den anderen ist aber der Parademarsch als solcher geblieben.

Parademarsch — Bataillon — Nur wer selbst jemals in der Front gestanden ist, kann das schauerhafte Gefühl, das den Hüftort bei diesen Worten durchdringt.

Ein Parademarsch entwickelt sich nie als Schöne hier auf Erden aus kleinen Anfängen heraus; er beginnt damit, daß der einzelne Mensch, lang- samen Schritt nach „Hailang“ und „Hailang“ erhebt diesen langsame Schritt nicht mehr, aber officios le- tet er ruhig weiter und er wird leiser, je länger die Rekruten „Aurea Knochen“ haben. Aaaa wird die Stunde kom- men, da die Leute keine trammigen Kno- chen mehr haben? Nie; denn wären die Gebelne auch noch so gerade sein, tramm sind sie nach Ansicht der Vor- gefetzten doch.

Und wo in der Welt ist der Mensch, der da zu behaupten mag, daß die Vorgesetzten sich zuweilen irren? — Mann der drabe Arbeiter den langsa- men Schritt, so lernt er den Geschwind- schritt: einhundertundvierzig mal in der Minute muß er dabei abwechselnd den rechten und den linken, nein, den linken und den rechten — nun Bruder Österreich tritt rechts an — Fuß zur Erde niederlegen, die Fußspitzen aus- wärts nehmen und die Knie dabei „Lurchbrücken“.

„Mensch, brüden Sie die Knie durch“, ruft der Unteroffizier sechzig- mal in einer Sekunde, aber wer es nicht kann, der kann es nicht. Ebenso gut könnte man ihm zurufen: „Mensch, erfinden Sie schnell einmal ein Mittel, innerhalb einer Minute Millionär zu werden.“

Dem edlen Diosturenpaar folgt ein Terzett, diesem ein Quartett und so geht das immer weiter, bis schließlich eines Morgens, es kann aber auch Mit- tags sein, die ganze Kompagnie in Lin- ie zu zwei Gliedern auf dem Rasen- nospf steht, um den ersten Parade- marsch in Kompagniefront zu üben.

„Immer geradeaus gehen, Leute“, ermahnt der Hauptmann, „immer nur geradeaus, kümmert Euch nur nicht darum, was Eure Nebenleute machen. Jeder marschirt für sich und sieht dabei lieber, her zu mir. Run, nur Mut; „Parademarsch — Bataillon — marsch.“

Hundertundzwanzig linke Stiefel- und was für Stiefel! — fliegen gleich- zeitig in die Luft, nein, ich irre mich: unter den vielen linken befindet sich ein rechter.

Dieser Stiefel gehört einem Mann in zweitem Glied, und die Folge ist, daß er seinem Vordermann ganz gehörig in die Kniekehlen tritt. Natürlich nimmt der das übel und er benützt die Gelegenheit, als er den rechten Fuß zur Erde stellen soll, einmal nach hin- ten auszuschießen. Durch die vielen Freiübungen, die unsere Leute machen, sind sie so gewandt, daß sie, ohne daß es ihnen irgendwelche nennenswerthe Schwierigkeit bereitet, ein halbes Jahr und länger auf einem Bein stehen können — auf dem einen Bein zu stehen vermag aber selbst der tüchtigste Ba- terlandsüberlebiger nicht.

In demselben Augenblick, da der Mann im ersten Glied nach hinten ausschlägt, muß er den linken Fuß ein- vor heben, er taumelt und fängt an zu wanken. Schnell legt er den rech- ten Fuß wieder hin, aber es ist zu spät, er fällt gegen die linke Schulter seines rechten Nebenmannes, der aber leiblich gegen solche Anlehnung auf und giebt seinem Kameraden mit dem lin- ken Ellbogen einen energischen Stoß in die rechte Seite, auf das er wieder hin- geht, von wo er gekommen ist. Der Betroffene schwankt nach links, und von dort wird er wieder zurückgepeitert, so steigt er hin und her und bringt Unruhe in die ganze Kompagnie.

„Nur immer ruhig geradeaus gehn“, ermahnt der Hauptmann, „immer nur geradeaus, nicht fallen, immer ruhig weiter gehen, immer Ruhe, Ruhe.“

Wenn man einer durchgehenden Lo- tomotive „Halt“ zuruft, so hat das genau denselben Erfolg, als wenn man einer der dem Parademarsch in Unord- nung gerathenen Kompagnie, „Ruhe“ zuruft, nämlich gar keinen.

So kommt die Kompagnie dann beratig schlecht vorbei, daß der Haupt- mann seufzend spricht: „Solcher Marsch, den lieb' ich nicht! Das wollen wir gleich noch einmal machen!“

Die Kompagnie wird wieder aufge- baut und voller Ingrimms dreht sich der Mann im ersten Gliede um: „Das sag' ich Dir, wenn Du trummerhund!“ (er sagt wirklich „Hund“, ich kann nichts dafür) „noch einmal mit dem rechten Fuß antrittst, schlag ich Dir nachher die Fede voll.“

Diese Drohung nützt mehr als alle freundlichen Ermahnungen, der Jüng- ling tritt ebenso wie seine Kameraden mit dem linken Langschäftigen an. Aber wenn er seine Sache jetzt auch gut macht, so sind genug Leute da, die seine Aktion haben; anstatt geradeaus zu gehen, torkeln sie hin und her, als wenn sie voll süßen Weines wären.

Und der Hauptmann seufzend spricht: „Solcher Marsch, den lieb' ich nicht.“

Abermals wird die Kompagnie auf- gebaut und während im Köhren die erste Richtung hergestellt wird, ver- legen die alten Leute den rechten, vor und hinter ihnen stehenden Rekruten ebenso energische wie freundschaftlich- keitsschöße. „Die Rindstöpfe“ sind nach ihrer Meinung ganz allein daran schuld, daß der Parademarsch nicht taugt.

Und abermals geht die Reize los und sie wird an demselben Morgen noch oft unternommen.

„Kinder“, spricht der Herr Haupt- mann endlich, „ich will Euch mal et- was sagen: Daß bei dem Exerzieren einmal etwas mißglückt, kann ja vor- kommen, wenn es natürlich auch nicht vorkommen darf.“

Was von den Griffen aus, gilt natü- rlich auch noch von vielen anderen schönen Dingen, als da sind: Wendun- gen, Richtung und was das Exerziz- aclement sonst noch immer in sei- nem Schöße birgt.

Wie die Vorgesetzten an den Edelstei- nen, so straceln die Untergehenden an den Prüffleinen: sie bekommen nicht den Abschied, wie diese — das wäre ihnen das Liebste — aber sie bekommen Strafen. Mit kleinen fängt man an, mit großen hört man auf.

Ich stand einmal bei einem Haupt- mann, der die Gewohnheit hatte, täg- lich nur zwei Stunden Dienst anzu- sehen, manchmal aber auch fünf Stun- den „en suite“ exerzirte. Die Folge war, daß man natürlich gleich vom Anfang an ganz gewaltig bummele, man mußte seine Kräfte schonen, um überhaupt so lange aushalten zu können.

Jeder Dienst begann damit, daß bei- dem Exerzihaus 50 Tornister hinge- legt wurden, von denen jeder mit 20 Pfund Sand beschwert war. Daß die Tornister nicht einfach hingelegt, son- dern fein säuberlich ausgerichtet wur- den, ist bei einem so ordnungslieben- den Staat wie dem unsrigen ja ganz selbstverständlich.

Die Kompagnie selbst exerzirte mit leeren Tornistern.

Raum war das erste Kommando er- folgt, so begann die Bummelei und es dauerte keine fünf Minuten, so don- nerte der Hauptmann von seinem aus- deren Hof herunter: „Heldwibel, der Mensch da bummelet, tauschen!“

Der Jüngling, dessen Gewicht sich plötzlich um 20 Pfund — und die was- ren reichlich gemessen — vermehrt hat- te, trat in die Front zurück, der Held- wibel aber blieb gleich bei den Tornis- tern stehen. Er kannte seinen Haupt- mann; dieß hielt es seinen Augenblick: „Meier, tauschen! Hansen, tauschen!“ etc., etc., tauschen!“

Die Leute waren an diesen Tausch- handel schon so gewöhnt, daß er auf sie gar keinen Eindruck mehr machte: ia- „und meldeben sie sich beim Heldwibel: „zur Stelle.“

Betrübten Sinnes sah der, wie die Zahl der gepackten „Affen“ abnahm; er war nicht traurig darüber, daß so viele Leute bummelten, das war ihm ganz gleichgültig, er dachte nur an sich selbst. Sobald er „ausgetauscht“ hat- te, wie er es nannte, mußte er wieder eintreten und das war ihm natürlich sehr unangenehm.

Zuweilen kam es auch vor, daß der Eine oder der Andere den „Affen“ wieder ablegen durfte, nicht weil er nicht mehr bummele, sondern weil ein Anderer noch mehr bummele. Aber das waren Ausnahmen; für ordnungslie- bende wurde man das, was man sich auf- geladen hatte, nicht wieder los.

Nützlich diese Methode nichts, um den Leuten solche Achtung vor den Prüffleinen beizubringen, daß sie diese nicht unwarfen, dann kam das Nachexerziz- en, und hatte auch dieses nicht den gewünschten Erfolg, so sperrte man „Lümmel“ drei Tage ein.

Jeder Prüfflein der Untergehenden kann für den Vorgesetzten sehr leicht zum Edelstein werden und „Hinc“, sagt der Spaz, „hinc illae lacrimae!“ Das heißt auf deutsch: „Da haben wir den Thee!“

Englischer System.

Ein britischer Kaufmann, Namens Waterfield, der sich zu Beginn dieses Jahrhunderts in St. Petersburg nieder- gelassen hatte, und daselbst durch Fleiß und Ausdauer in Laufe der Zeit zu einem Vermögen gelangt war, das ihm erlaubte, bei Peterhof, der prächtigen kaiserlichen Sommer-Residenz am finnischen Meerbusen, eine Villa zu bauen, führte einst einen Freund und Landsmann in derselben umher und fragte ihn, wie er das Wohlthum finde.

„Sehr schön“, war die Antwort. „Die Lage ist herrlich, die Einrich- tung höchst komfortabel, der Garten sieht sehr schön aus, mir gefällt alles ausnehmend wohl, die Villa hat nur einen, allerdings großen Fehler. Sie steht nämlich nicht auf englischen, sondern auf russischem Boden.“

„Nun, meinte Waterfield lächelnd, „dem kann abgeholfen werden. Wenn Ihr mich später wieder besuchen wollt, werden wir hier auf englischem Boden wandeln.“

„Wie gedenkt Ihr denn das zu ma- chen?“

„Das sollt Ihr erfahren, wenn's ge- schehen ist.“

„Gut denn, auf Wiedersehen“, sagte der andere und ging seiner Wege. Waterfield aber schritt an die Ausfüh- rung der Idee, von der er plötzlich er- faßt worden war, als der Landsmann des Fehlers der Villa gedenkte.

Sein Frühlingsbote.

Seit 45 Jahren war Justus Jeremia- mas Häberlin viermal an jedem Tage denselben Weg von seiner Wohnung ins Bureau und von seinem Bureau in die Wohnung gegangen. Denn der Ge- müthsmensch Justus Jeremias Häber- lin war seit 45 Jahren Buchhalter bei J. J. Maier und Söhne. Nur die Sonntage hatten in diesen 45 Jahren eine löbliche Ausnahme gebildet, die Sonntage hatte er dazu benützt, seinen leschenden Neigungen nachzugehen, Natur zu treiben in der nächsten Nähe der Stadt, Natur, soviel eben der Geld- wertel eines armen Buchhalters bei J. J. Maier und Söhne gestattet, und wenn das Wetter schlecht war, hatte er Lust gemacht, es lagen sogar heim- liche Compositionen in seinem Schreib- tische, Compositionen, die das Licht der Sonne scheuten. Denn Justus Jeremias Häberlin war nicht nur ein Ge- müthsmensch, er war trotz seines hohen Alters schlichter wie ein junges Weib. An Regentagen war das Piano in der guten Stube seiner Mutter seine einzige Freude. Er liebte das alte Piano, und wenn er spielte, fuhr sein Finger zunächst zierlich freis- chend über die Tasten, ehe er sie an- schlug, sodas man den Ton immer schon vorausahnte, ehe man ihn wirk- lich zu hören bekam. Und dieser schüch- terne Mensch, der seine ganze freie Zeit dazu benutzte, um wenn es schon war, im Weichbilde seiner Vaterstadt umherzuströmen, oder wenn es regnete, sein altes Piano zu spielen, war Buchhalter bei J. J. Maier und Söhne geworden. In seiner innersten Seele haßte er die Zahlen, mit denen er zu- je 45 Jahren zu thun hatte, aber je mehr er sie im Laufe seines Lebens hassen lernte, um so treulicher hielt er an seinem Posten aus. Denn dieser Posten nährte ihn und seine alte Mut- ter, und die Zahlen, die er zusammen- zählte, setzten sich für ihn und die Mut- ter in klingende Münze um, sicherten ihm und der Mutter ein Dasein, das in Einklang mit der Regelmäßigkeit in der ganzen großen Stadt seines gleiches zu finden hatte. Von dieser Einklangigkeit empfand die Mutter nichts und auch er verlornte allmählich, sie zu empfinden. Schon in frühen Jahren bequeme seine Jugend sich dem Alter an und allmählich hatte er sich der Mutter immer mehr genähert, ohne daß das ihm selber eigentlich klar ge- worden wäre. Denn seine schüchterne Natur empfand kein anderes Bedürf- nis als das eine, sich unterzuordnen und sich anzupassen. Die Mutter ist das Unglück für Justus Jeremias Häber- lin, lauten die Leute, und die Leute hatten recht.

Seine Mutter war sein Unglück. Als Herr Häberlin senior starb, war Jus- tuschen fünf Jahre alt. In einer alten Kasse, in die wieder viel Sonnenchein noch viel Regen fallen konnte, denn die Tücher der gegenüberliegenden Häu- ser berührten sich einmache, hatte Herr Häberlin senior seiner Frau und sei- nem Justuschen ein Haus hinterlassen. Ein Haus oder lieber ein Häuschen, denn nach der Straße hatte es grade zwei Fenster in der Front wie auch zwei Fensterchen, während seine Mutter nach hinten in einen spitzen Winkel zusammenliefen. Diesen Winkel füllte die Küche aus. Nach ihres Mannes Tode fing Frau Häberlin im Unterhause einen Handel mit künstli- chen Blumen an. Künstliche Blumen waren nämlich damals noch ein Mode- artikel und das Grab des Herrn Häberlin senior schmückte noch heute ein wundervolles Kranz aus künstlichen Blumen. Allein mit den Jahren ging das Geschäft immer mehr zurück und als Justuschen ans Geldverordnen denken konnte, lohnte es sich nicht mehr, den Laden offen zu halten. Man gab in einem Wegler, der wenigstens eine 100 Thaler Miete zachte, die man so sicher hatte. Im übrigen war das Häuschen der Frau Häberlin fast eingeebnet. Das eine Zimmer des ersten Stockes und den Küchenwinkel be- wohnte sie selber, den zweiten Stock reservierte sie für Justuschen; damit war das Haus der Frau Häberlin voll.

Ein Jahr nach Herrn Häberlins Tode kam Justuschen in die Schule. Das war ein schwerer Entschluß für die Mutter, aber es mußte doch sein. In der Wohl der Schule leitete sie nur ein Grundfach, nämlich der: Justus- chen muß möglichst in meiner Nähe sein, und so wußte sie die in der nächsten Hauptstraße gelegene Volkss- schule, und als Justuschen nach drei Jahren hat und betetete, sie sollte ihn doch jetzt auf's Gymnasium schicken, da lebte die Mutter unter Thränen, es sei ihr Tod, wenn Justuschen jeden Tag durch die halbe Stadt in die Schule laufen müßte, und Justuschen verdrückte auf seine Ausbildung und blieb, wo er gewesen, damit die Mut- ter sich nicht über den Schulweg zu ängstigen brauchte. Das war das erste große Leid, das die Mutter ihm angethan hatte.

Als er konfirmirt und der Volkss- schule entwachsen war, legte sich noch einmal, zum letzten Male, in seinem Leben, der Abatzenra in Justus- chens Seele. Als Knabe hatte er bei einem alten Bekannten des Herrn Häberlin seine Violinstunden gehabt, nun wollte er sich ausbilden und Mißlieb- des Theaterorchesters werden. Als er der Mutter von seinen Plänen erzählte, bekam sie Weinstämpfe und stöhnend und schluchzend stellte sie ihm vor, daß das Theater der Anfang alles Übels, daß die Oper ein wech- selnbelebiger der Hölle sei, sodas Jus- tuschen schließlich selber meinte und

wegen seiner lecherischen Ideen die Mutter in Verzweiflung set. Am fol- genden Morgen stand er in dem Di- rektionszimmer der Firma J. J. Maier und Söhne und Herr Maier acceptirte ihn aus alter Nachbarschaft und alter Freundschaft von Herrn Häberlin sen. als Lehrling, er versprach sogar für sein Jahr eine Gratifikation von 20 Gulden, und Justus Jeremias Häber- lin war über diesen Edelmut eben so gerührt wie seine Mutter. Noch ein- mal während seiner Lehrjahrszeit theilte sich Justuschen verschlossene Seele einem Freunde mit. Zwei Jahre nachdem er bei J. J. Maier in die Lehre getreten war, kam der Sohn des Oberdirigenten als Jüngling in das Haus von Justuschen's Chef. Dieser sprach er einmal von seinen Compo- sitionen, ja, er ging so weit, ihm einige Blätter anzuvertrauen und sie so dem Vater seines Freundes vorzu- legen. Der Bescheid des Oberdirig- enten lautete wenig tröstlich, er solle was lernen, ihm fehlten die elementar- sten Kenntnisse und sein Talent könnte sich vielleicht entwickeln. An diesen Tage schlich Justus Jeremias Häber- lin wie ein besoffener Bubel nach Hause. Er verwickelte die Blätter, die ihm der Freund zurückgegeben, in der hintersten Ecke seiner Commode. — Hier hatte er seine letzte Hoffnung be- ruhen. Ans Heirathen hatte Justus Jeremias Häberlin nie gedacht, sie denken können. Einmal hatte er ja die Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, die Hausfrau hatte er von Kindesbeinen an nie entlehrt, und dann war das Einkommen zu klein, das Häuschen zu klein, eine Frau von heututage stellte ganz andere Anfor- derungen, sagte die Mutter. Zu einer Ge- heiltheit hatte sich Justus Jeremias Häberlin nie entschließen können, vielleicht hätte ihn ein Mädchen mit Geld auch gar nicht genommen. Aus sich war er auch zu viel Gemüthsmensch, um der Gedanken an eine Verbesserung seiner Lage durch eine Heirath aufkommen zu lassen und die Mutter, du lieber Gott, die Mutter hätte das alte Häu- schen nie verlassen, hätte nie die Füh- rung der Wirtschaft in andere Hände niedergelegt. Seit er als Commis mit einem Gehalte von 800 Thalern bei J. J. Maier angetretet war, hatte er sich daran gewöhnt, an jedem ersten sein Geld den Händen der Mut- ter anzuvertrauen und sie, wenn er etwas nöthig hatte, um Taschengeld zu bitten. So hatte es der fünf- und- zwanzigjährige gemacht, so war es ge- blieben auch heute noch, nachdem er in diesem Frühjahr seinen heilighen Ge- burtstag gefeiert hatte und die Mut- ter mit ihren 80 Jahren ihn jedes- mal, wenn sie Geld ausaak, fragte: „Justuschen, ist das eine Mark oder ein großes Zwanzigpfennigstück, ich sehe so schlecht, und das moderne Geld, da dran kann ich mich gar nicht gewöh- nen. Die halb treifia Jahre alte Währung halt Frau Häberlin immer noch für eine Neuerung, an die sie sich nicht gewöhnen konnte.“

Immer stiller, immer in sich ge- zehnter und schließlich immer langsa- mer nach Justus Jeremias Häberlin jeden Tag viermal seinen Weg von seiner Wohnung ins Bureau und von seinem Bureau in die Wohnung ge- gangen. Die langen blonden Haare, die er mit Vorliebe wachsen ließ, bis sie sich im Nacken locken, waren von Winter zu Winter lichter geworden, sie hatten angefangen zu bleichen, und nun waren sie weiß wie frischgele- nter Schnee, von dem vielen Hahnenleien bei J. J. Maier und Söhne waren die hellen blauen Augen hinter Justus Jeremias' goldener Brille nach und nach trüb und schwarz geworden, mehr und mehr hatte sich sein Rücken gekrümmt und langsam, immer langsamer hat- ten die Wege von fünf Minuten zurück- gelegt, der das Häuschen der Frau Häberlin von dem Geschäftshaus J. J. Maier und Söhne trennte. Die beiden Häuser lagen mitten in der Stadt, auf dem Wege, den er wie seine Ho- fentafel kannte, mußte Justus einen breiten Platz überschreiten der zu bei- den Seiten mit Lindenbäumen be- pflanzt war. Die Linden wuchsen langsam, aber in 45 Jahren wuchsen die Linden doch; sie waren dicker und oreitfältiger geworden, sie lichter und ararer seine eigenen Haare wurden. Doch hatte Justus Jeremias Häberlin wohl gemerkt. Je älter er wurde, desto länger debute sich sein Weg von und zu J. J. Maier und Söhne und desto länger weilt er auf jenem Platz und betrachtete die alten Lindenbäu- me. Denn diese Lindenbäume waren seine Freunde, sie waren die einzigen Jungen von dem Leben draußen in der Natur, die einzigen, die ihm aus der Länge der Gassen im Laufe seines Le- bens jeden Tag entgegentraten. Mit ihnen lebte er die Jahreszeiten; sie verklärten ihm im Schwellen ihrer jungen Knospen das Rausen des Früh- lings, im Falben und Falten ihrer Blätter das Kommen des Winters. Sie und sie allein machten auf dem wohl- bekannten Wege Stimmungen in seiner Seele, sie machten ihm die ersten Wochen des Frühlinges zu einer fest- lichen Zeit, sie ließen seinem Vor- drange das eigenthümliche graue Ge- ränge, sie wachten in jedem Herbst das Lieb vom Welken und Sterben in seinem Anmerkten. Und vor Allen war es einer von diesen Lindenbäumen, die Justus Jeremias Häberlin in sein Herz geschlossen hatte und den er ganz besonders seinen Frühlingboten ge- nannt hatte. Er war älter als die an- deren, viel älter als Justus Jeremias selber, er stand dicht an der Erde, an der er den Platz jeden Tag viermal

zu beschreiten pflegte, und mit ihm hatte er oft in Gedanken verloren geheimen Jochspruch getauscht. „Lied- schen er kräftiger, beständiger als die anderen; im April zeigte er vor allen andern die ersten zarten grünen Spiz- chen und im November hielt er das Laub am längsten, und wenn dann im Herbst die Neentropfen von den braunen Blättern seines Baumes ge- träufelt sind, war es Justus, als wenn der Baum tausend Thränen über die Vergänglichlichkeit des Frühlinges und des Glücks.“

In einem Montags Morgen in den letzten Wochen, als Justus Jeremias Häberlin den Morgengang nach seinem Geschäft antrat, hatte er ein merkwürdiges Treiben auf dem Wege bemerkt. Auf dem Rückwege am Mittagszeit war ihm alles klar ge- worden. Die Heißfässer waren an sei- nem Frühlingboten. Ein rauher Nordost wehte über den Platz, wo Jus- tus Jeremias Häberlin nahe seinem Baume in sein di-nus leberziehenden Gehüß Posto gefloht hatte. — Was macht ihr denn hier? hatte er mit lei- nate zitternder Stimme die Fässer ge- fragt. Und die Fässer hatten ihm ge- antwortet: Die Bäume müssen hier fort, es soll eine Anlage gemacht wer- den. Auch der da? forschte Justus et- was ärztlich, obwohl er sah, daß man die Erde um den Baum herum schon ausgehoben hatte. — Jawohl, hatte der Mann gesagt und dann weiter gegraben. Und Justus hatte das Mittagsessen und die alte Mutter und den rauhen Nordost und seinen dünn- leberzieher vertragen und war flehen geblieben und mit kienendem Athem und aeröbsten Wangen hatte er zugehoben, wie sie seinen Früh- lingsboten fällten: es war ihm gewes- sen, als richteten sich die Schläge der Art gegen seine eioenen Knochen, als schnitte die Säge in sein eioenes Mark und Bein, und als der stolze Baum, der vor 45 Jahren sein Frühlingbote ge- wesen, das hohe Haupt in der Stra- ßenköh des Platzes gesenkt hatte, da war er davon erkannt in wildem, un- beschreiblichem Weh, als trüge er die Todeswunde in seinem eioenen Her- zen.

Von diesem Tage an ist Justus Jeremias Häberlin seinen Weg nicht mehr gegangen. Ein Anfall von der Grippe, den er sich in dem rauhen Nordost geholt, hielt ihn zu Hause und selbst die Pflege seiner 89jähr. Mut- ter fruchtete nichts. Der rauhe Wind und der lange Auftrieb im Freien, der mit jener Aufregung verbunden, hatte an das Mark seines Lebens ge- griffen. Der Siebenzigjährige erlag einer Lungenerkrankung, die die Grippe im Gefolge hatte, und ward acht Tage, nachdem man seinen Früh- lingsboten gefüllt, auf demselben Wege, den er seit 45 Jahren vier- mal an jedem Tage gemacht hatte, noch vor der Mutter zur letzten Ruhe gebracht.

Man hat das Brod den „Stab des Lebens“ genannt, und in der That beruht die Ernährung aller civilisirten Völker in der Hauptfache auf dem Genuß von Cerealien, deren einfachste künstliche Zubereitung eben das Brod darstellt. Um so wichtiger ist es, daß stets nur wirklich gutes Brod ge- nomme werde, und in dieser Hinsicht ist es noch nicht allerrwärtig bei uns so be- stellt, wie zu wünschen wäre. Wäder wie Privatleute fehlen oft aus Un- kenntniß oder Gewirnsucht gegen die Befehle der Gesundheitslehre, indem man schlechtes Mehl, schlechte Hefe oder Sauerteig verwendet, dem Brode, um es schwerer zu machen, zu viel Was- ser zusetzt oder endlich es nicht genü- gen ausbackt. Wie soll nun gutes Brod beschaffen sein?

Hören wir darüber eine anerkannte Autorität: „Gutes Brod darf keinen auffallenden sauren Geschmack haben oder nach verdorbenem Mehl schmecken, es soll beim Aufschnitt angenehm kräf- tig riechen; es darf keine Mehlklüm- den enthalten, nicht wassertränbig sein; es soll nicht hoch und nicht großhlag sein; die Krume darf keine teigenen, unangebodenen Stellen zeigen; die Kruste endlich soll nicht schwarz und krümelig, sondern braun und angenehm schmeckend sein. Das Brod ist um so verdaulicher, je poröser und je ärmer an Kleie es ist. Dem aus ganzem Korn bereiteten Kleibrout, welches am einweirchtesten ist, ist kleinfreies deshalb vorzuziehen, weil es leichter verdaut und vollständiger ausgenut wird. Versuche haben erzelet, daß das Weizen- oder Weibkrod am meisten ausgenut wird und am leichtes- ten verdaulich ist: diesem steht am nächsten das gewöhnliche Roggenbrot; zuletzt folgt der Rumpelkrod, weil dieser am dichtesten, festesten und schwersten ist. Die Kleie des Brodes, Zwieback, aeröstetes Brod und Mehl sind leichter verdaulich als Krume, weil in ihnen die Stärke bereits in Zucker und Dextrin übergeführt ist.“

— Mißverstand. Zum Teufel hinein, Mann, wissen Sie nicht, was Sie dem Vorgesetzten schuldig sind? — Bitte, Herr Leutnant, ach nur, aber der Kapral Smith ist mich schuldig drei Dollars!

— Vorpiegelung solcher Thatsa- chen. A.: Deine Tante hat wohl Vermögen, daß man Dir überall Kredit einräumt? — B.: „A bewahrt, seinen Cent. — aber ich erzähl' Jedem, daß sie mit enterben will“

— Gutes Brod. Man hat das Brod den „Stab des Lebens“ genannt, und in der That beruht die Ernährung aller civilisirten Völker in der Hauptfache auf dem Genuß von Cerealien, deren einfachste künstliche Zubereitung eben das Brod darstellt. Um so wichtiger ist es, daß stets nur wirklich gutes Brod ge- nomme werde, und in dieser Hinsicht ist es noch nicht allerrwärtig bei uns so be- stellt, wie zu wünschen wäre. Wäder wie Privatleute fehlen oft aus Un- kenntniß oder Gewirnsucht gegen die Befehle der Gesundheitslehre, indem man schlechtes Mehl, schlechte Hefe oder Sauerteig verwendet, dem Brode, um es schwerer zu machen, zu viel Was- ser zusetzt oder endlich es nicht genü- gen ausbackt. Wie soll nun gutes Brod beschaffen sein?

Hören wir darüber eine anerkannte Autorität: „Gutes Brod darf keinen auffallenden sauren Geschmack haben oder nach verdorbenem Mehl schmecken, es soll beim Aufschnitt angenehm kräf- tig riechen; es darf keine Mehlklüm- den enthalten, nicht wassertränbig sein; es soll nicht hoch und nicht großhlag sein; die Krume darf keine teigenen, unangebodenen Stellen zeigen; die Kruste endlich soll nicht schwarz und krümelig, sondern braun und angenehm schmeckend sein. Das Brod ist um so verdaulicher, je poröser und je ärmer an Kleie es ist. Dem aus ganzem Korn bereiteten Kleibrout, welches am einweirchtesten ist, ist kleinfreies deshalb vorzuziehen, weil es leichter verdaut und vollständiger ausgenut wird. Versuche haben erzelet, daß das Weizen- oder Weibkrod am meisten ausgenut wird und am leichtes- ten verdaulich ist: diesem steht am nächsten das gewöhnliche Roggenbrot; zuletzt folgt der Rumpelkrod, weil dieser am dichtesten, festesten und schwersten ist. Die Kleie des Brodes, Zwieback, aeröstetes Brod und Mehl sind leichter verdaulich als Krume, weil in ihnen die Stärke bereits in Zucker und Dextrin übergeführt ist.“

— Mißverstand. Zum Teufel hinein, Mann, wissen Sie nicht, was Sie dem Vorgesetzten schuldig sind? — Bitte, Herr Leutnant, ach nur, aber der Kapral Smith ist mich schuldig drei Dollars!

— Vorpiegelung solcher Thatsa- chen. A.: Deine Tante hat wohl Vermögen, daß man Dir überall Kredit einräumt? — B.: „A bewahrt, seinen Cent. — aber ich erzähl' Jedem, daß sie mit enterben will“

— Gutes Brod. Man hat das Brod den „Stab des Lebens“ genannt, und in der That beruht die Ernährung aller civilisirten Völker in der Hauptfache auf dem Genuß von Cerealien, deren einfachste künstliche Zubereitung eben das Brod darstellt. Um so wichtiger ist es, daß stets nur wirklich gutes Brod ge- nomme werde, und in dieser Hinsicht ist es noch nicht allerrwärtig bei uns so be- stellt, wie zu wünschen wäre. Wäder wie Privatleute fehlen oft aus Un- kenntniß oder Gewirnsucht gegen die Befehle der Gesundheitslehre, indem man schlechtes Mehl, schlechte Hefe oder Sauerteig verwendet, dem Brode, um es schwerer zu machen, zu viel Was- ser zusetzt oder endlich es nicht genü- gen ausbackt. Wie soll nun gutes Brod beschaffen sein?

Hören wir darüber eine anerkannte Autorität: „Gutes Brod darf keinen auffallenden sauren Geschmack haben oder nach verdorbenem Mehl schmecken, es soll beim Aufschnitt angenehm kräf- tig riechen; es darf keine Mehlklüm- den enthalten, nicht wassertränbig sein; es soll nicht hoch und nicht großhlag sein; die Krume darf keine teigenen, unangebodenen Stellen zeigen; die Kruste endlich soll nicht schwarz und krümelig, sondern braun und angenehm schmeckend sein. Das Brod ist um so verdaulicher, je poröser und je ärmer an Kleie es ist. Dem aus ganzem Korn bereiteten Kleibrout, welches am einweirchtesten ist, ist kleinfreies deshalb vorzuziehen, weil es leichter verdaut und vollständiger ausgenut wird. Versuche haben erzelet, daß das Weizen- oder Weibkrod am meisten ausgenut wird und am leichtes- ten verdaulich ist: diesem steht am nächsten das gewöhnliche Roggenbrot; zuletzt folgt der Rumpelkrod, weil dieser am dichtesten, festesten und schwersten ist. Die Kleie des Brodes, Zwieback, aeröstetes Brod und Mehl sind leichter verdaulich als Krume, weil in ihnen die Stärke bereits in Zucker und Dextrin übergeführt ist.“

— Mißverstand. Zum Teufel hinein, Mann, wissen Sie nicht, was Sie dem Vorgesetzten schuldig sind? — Bitte, Herr Leutnant, ach nur, aber der Kapral Smith ist mich schuldig drei Dollars!

— Vorpiegelung solcher Thatsa- chen. A.: Deine Tante hat wohl Vermögen, daß man Dir überall Kredit einräumt? — B.: „A bewahrt, seinen Cent. — aber ich erzähl' Jedem, daß sie mit enterben will“

— Gutes Brod. Man hat das Brod den „Stab des Lebens“ genannt, und in der That beruht die Ernährung aller civilisirten Völker in der Hauptfache auf dem Genuß von Cerealien, deren einfachste künstliche Zubereitung eben das Brod darstellt. Um so wichtiger ist es, daß stets nur wirklich gutes Brod ge- nomme werde, und in dieser Hinsicht ist es noch nicht allerrwärtig bei uns so be- stellt, wie zu wünschen wäre. Wäder wie Privatleute fehlen oft aus Un- kenntniß oder Gewirnsucht gegen die Befehle der Gesundheitslehre, indem man schlechtes Mehl, schlechte Hefe oder Sauerteig verwendet, dem Brode, um es schwerer zu machen, zu viel Was- ser zusetzt oder endlich es nicht genü- gen ausbackt. Wie soll nun gutes Brod beschaffen sein?

Hören wir darüber eine anerkannte Autorität: „Gutes Brod darf keinen auffallenden sauren Geschmack haben oder nach verdorbenem Mehl schmecken, es soll beim Aufschnitt angenehm kräf- tig riechen; es darf keine Mehlklüm- den enthalten, nicht wassertränbig sein; es soll nicht hoch und nicht großhlag sein; die Krume darf keine teigenen, unangebodenen Stellen zeigen; die Kruste endlich soll nicht schwarz und krümelig, sondern braun und angenehm schmeckend sein. Das Brod ist um so verdaulicher, je poröser und je ärmer an Kleie es ist. Dem aus ganzem Korn bereiteten Kleibrout, welches am einweirchtesten ist, ist kleinfreies deshalb vorzuziehen, weil es leichter verdaut und vollständiger ausgenut wird. Versuche haben erzelet, daß das Weizen- oder Weibkrod am meisten ausgenut wird und am leichtes- ten verdaulich ist: diesem steht am nächsten das gewöhnliche Roggenbrot; zuletzt folgt der Rumpelkrod, weil dieser am dichtesten, festesten und schwersten ist. Die Kleie des Brodes, Zwieback, aeröstetes Brod und Mehl sind leichter verdaulich als Krume, weil in ihnen die Stärke bereits in Zucker und Dextrin übergeführt ist.“